

Editorial

Dieser Jahrgang versammelt im Wesentlichen Beiträge zu drei Komplexen: 1. zu Mozart *und* Schiller (die Brücke schlagend zwischen zwei Kommemorationsjubiläen), 2. zu Wilhelm von Humboldt im Zusammenhang mit der ersten vollständigen Ausgabe seines sprachwissenschaftlichen Nachlasses; 2. zu allerlei politisch-literaturwissenschaftlich-medienwissenschaftlichen Komplexen, deren Zusammenstellung nicht wie bei 1. und 2. dem Kohärenzprinzip untersteht, sondern der Maxime „*variatio delectat*“ folgt. Dazu gehören Beiträge zu Hawthornes zwiespältigem Verhältnis zur Fotografie, zu Carl Schmitts geistiger Selbstheilung durch Verstoßung der „politischen Romantik“ aus der eigenen Seele, und zu Kleists so genannter Gespenstererzählung *Das Bettelweib von Locarno*, die eine gründliche und überraschend neue Kontextuierung erfährt. Iring Fetscher zeigt die seismografische Kraft eines Mottos aus dem *West-Östlichen Divan* in der politischen Philosophie von Goethe und Hegel über Marx bis Walter Benjamin.

Ich beginne mit ein paar charakterisierenden Worten zum 3. Block. Als man in der Neuen Welt noch gefahrlos deutsch zitieren konnte, prangten auf dem Titelblatt der *New York Daily News* (vom 23. Juni 1853) die Goethe-Verse „Sollte diese Qual uns quälen,/ Da sie unsre Lust vermehrt?“. Der Verfasser, kein geringerer als Karl Marx, stimmt damit ein Leitmotiv (aus dem „Buch Timur“) an, das Iring Fetscher mit gleichermaßen geschichtsphilosophischer wie humanistischer und politologischer Bildung in den Werken Goethes, Hegels, Marxens und Benjamins aufspürt. Es geht erst um die zwiespältige Rolle des seinwollenden, aber mit starkem moralischen Applaus besieigten Weltimperators Napoleon, dann mehr und mehr um den Zwiespalt der weltweiten Industrialisierung in Gestalt einer – durch die List der Vernunft irregeführte – „Lokomotive des Fortschritts“. Der Beitrag lässt uns nachdenklich, auch über die von Marx so stark gewürdigte Macht des unvergänglich Klassischen über die neueren Weltläufe.

Nicht Herzenskälte verurteilt das Bettelweib von Locarno zum Tode. Es sind vielmehr narrative Inkonsistenzen des Kleistschen Erfolgtextes, die von Johannes F. Lehmann liebevoll und verstörend analysiert werden, um die Untriftigkeit der üblichen Deutung zu demonstrieren. Der Leser erlebt die Inszenierung einer Mitleidshandlung in einem durchaus repräsentativen Raum, nicht die Herzensregung selbst, der Kleist Novelle Ausdruck verleiht. Kleist stellt das Auseinanderfallen eines toten Körpers mit einem gespenstischen Laut in Kontrast gegen die trügerische Kausal-Beziehung von „Untat und Rache“.

Hawthorne, der technisch-wissenschaftliche Manipulationen der Menschenseele calvinistisch als „*impardonable sin*“ perhorresziert, ist merkwürdig aufgeschlossen gegenüber den ersten in Neuengland herumgereichten Daguerreotypen. Statt sie als überlegene Repräsentationen der physischen Wirklichkeit zu rühmen oder zu verurteilen, sieht er in ihnen – freilich unheimliche – Kräfte aufleuchten, die das Undarstellbare der Darstellung gefügig machen („Sichtbarmachung des Unsichtbaren“). Eine frühromantische Obsession verbündet sich mit der Würdigung des technischen Fortschritts. Mesmerismus tritt an die Seite des Szientismus. Hawthorne sieht zwei Gattungen vor: *romance* und *novel*. Die Unterscheidung von Romantik und Realismus/Naturalismus verliert ihre Trennschärfe. Damit wird Hawthorne, der als einer der ersten großen Romanciers der Neuen Welt auf das Thema der verdischen Wirklichkeitsabbildung reagiert, zum unerwarteten Seismografen der Erfolgsgeschichte der Fotografie – nicht nur in den Staaten. Michael Franks sachkundiger und spannender Text beleuchtet den Zwiespalt der Technisierung unter einem neuen Aspekt, der sich mit dem (vorangehenden) Fetscherschen unversehens verbündet – und hat dabei die internationale Romantik im Blick.

Carl Schmitt, der Autor von *Politische Romantik*, erweist sich, wie Reinhard Mehring detailtreu – unter Benutzung unbekannten biographischen Materials – ans Licht bringt, in seinen frühen, noch kaum ausgewerteten Tagebüchern als Inquisitor seiner selbst. Nicht eigentlich der Romantik, sondern sich selbst macht er den zum Liberalismus disponierenden Ästhetizismus zum Vorwurf. Diese Haltung sei ein ohnmächtiger Versuch, sich gegenüber der „Irrationalität des Realen“ zu behaupten. Ein Romantiker bleibt er aber so gut wie Schlegel, indem er sich in die Arme des Katholizismus wirft und sich, ebenfalls

wie dieser Herr, der politischen Gegenrevolution beigelegt, freilich einer übleren: „Occasionalismus“ pur.

Nun ein paar Worte zum Schiller-Mozart-Block: Als der große Gelehrter, der er ist, führt uns Jan Assmann auf geringem Raum an den Knotenpunkt des schier unüberschaubaren Geflechts von Traditionslinien, die in die Varietäten der Rezeption der (ägyptischen) Mysterien im ausgehenden 18. Jahrhundert auslaufen, und findet den Schlüssel zur Deutung in einem zeitgenössischen Rezeptionsinteresse. Bei der Wiederentdeckung der Mysterienkulte laufen aufgeklärte und romantisch-neumythologische, freimaurerische und gelehrte Interessen zusammen. Mysterien sind der geoffenbarten Religion entgegengesetzt, aber sie bereiten die Offenbarung auch vorsichtig vor. Bald wird der Schaden unzeitiger Enthüllung, bald das Zittern des Priestertums vor der Veröffentlichung seiner Elukubrationen perhorresziert. Schiller und Mozart stehen mitten inne, jener mit einer durch Reinhold angeregten Schrift über Moses, den Ägypter, der Freuds späte Arbeit *Der Mann Moses* anstoßen wird und das an die Öffentlichkeit gezerzte ägyptische Mysteriengeheimnis im hebräischen Monotheismus – dem erhabensten aller Gedanken – veröffentlicht und realisiert sieht; dieser – konventioneller, aber mit unerreichtem ästhetischen Charme, seinen Helden begabend mit der Wunderwaffe „des Instruments, zu dem man nicht singen kann“ – sieht die im Isis-Mysterium verborgene Wahrheit „bald“ ans Licht drängen. Marx hat seiner Dissertation ein Wort des frühen Schelling, des Mysteriendenkers, als Motto vorangestellt: „Es ist Verbrechen an der Menschheit, Grundsätze zu verbergen, die allgemein mittheilbar sind.“ Ein großartiges Wort.

Christian Kohlroß tritt ein für die These, Erlebnisse aus der ersten Person Singular könnten aus theatralischer Inszenierung und der Gewalt des Worts in einem innovativen Diskurs entspringen – und mithin eine Subversion im Umgang mit der ‚Subjektivität‘ bewirken. Der im Wortsinn rasende Erfolg von Schillers *Räubern* wird aus einem Paradox der aufgeklärten ‚Vernunft‘ erklärt: Subjektivität empört sich gegen deren Grenzen bis zur Phrenesie – aber im Namen der Vernunft. Eine normativ absolut freigestellte Subjektivität wäre ruinös – und niemand kann sie sich wünschen. „Wäre ein jeder frei ohne Gesetz“, hatte Kant in einer *Metaphysik*vorlesung von 1784 gelehrt, „so könnte nichts Schrecklicheres gedacht werden“ (AA XXVII, 1320). Muss aber entfesselte Subjektivität darum mit dem ‚Herzen‘, der ‚Liebe‘ gleich-

gesetzt werden, die doch ihre Pascalschen Regeln haben? Was verbindet den Ausdruck zudem mit der Subjektivität des cartesianisch-kantischen Subjekts? Wenn nichts, dann scheint das Phänomen kein Spezifikum der Moderne zu sein, die zu Recht auch ‚Subjektphilosophie‘ genannt worden ist.

Bleibt – krönend – der Humboldt-Komplex: Jürgen Trabant hatte am 13. Januar d. J. in seiner Doppelfunktion als Linguist von Gnaden und als Repräsentant der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften *ex officio* die von Kurt Mueller-Vollmehr betreute Edition des Wilhelm von Humboldtschen sprachwissenschaftlichen Nachlasses zu charakterisieren und zu würdigen. Dabei stellt er klar (und wird viele Gebildete damit vor den Kopf stoßen), dass Wilhelm von Humboldt zwar unangefochten für einen unserer großen und Klassiker gilt (als Ästhetiker, als Sprachphilosophie, als Diplomat, Pädagoge und Gründer der Humboldtschen Universität), dass sein im strengeren Sinne sprachwissenschaftliches Werks aber teils unbekannt, teils gar nicht, teils nicht in kritischer Form publiziert ist. Das ist, sagt Trabant, die Folge zweier Verzettlungen: einer materiellen und einer geistigen. Zur ersten: Der *Kawi*-Komplex etwa bleibt unvollendet oder ist in inextrikabler Eigenautorschaft von Buschmann fortgeführt worden. Die von Humboldt abgeschlossene, aber von Buschmann nie veröffentlichte *Mexikanische Grammatik* wurde erst 1994 von Manfred Ringmacher publiziert. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs verzettelten teils und zerstörten auch Humboldts Nachlass, Mueller-Vollmer gelang es, in den Archiven der Krakauer Jagiellonischen Bibliothek Wesentliches und auch Neues zu bergen, Aber – das erklärt, zweitens –, die geistige Verzettlung seines Erbes – Humboldt stand als reiner Sprachwissenschaftler schon zu Lebzeiten unter keinem guten Rezeptionsstern: Der kometenhafte Aufstieg der vergleichenden Sprachwissenschaft mit seiner Überbetonung des Indoeuropäischen (Bopp, Grimm) und ein neu sich bildender Exaktheitsanspruch verschoben Humboldts Anstrengung höflich-expeditiv ins Genre Sprachphilosophie (gut präsentiert von Leitzmanns 17bändiger Akademie-Ausgabe, die nur 4 sprachtheoretische Bände enthält). Und der aufkommende Strukturalismus (de Saussure, Helmslev, Bloomfield) war – trotz Steinthals Mittlerschaft, bei dem Saussure ja noch studiert hat – nicht mehr daran interessiert, seinen Gedanken von Differentialität und Artikulation der „Ausdrucksmassen“ an Humboldts gedanklichen Durchbruch rückzubinden.

Der Editor selbst, gewiss einer der weltweit führenden Wilhelm-von-Humboldt-Spezialisten, ergreift nun das Wort und liefert uns ein integrales Porträt des Menschen und des Denkers. Wie Trabant betont er, dass Wilhelm von Humboldt zwar auch Sprachphilosoph war, dass das leidige Epitheton aber seine eigentlichen Leistungen als empirisch arbeitender Sprachwissenschaftler verdunkelt, ja ihn bei Linguisten in Verruf gebracht hat. Alle Fachwissenschaften haben sich früher oder später einmal vom mütterlichen Boden der Philosophie abgelöst – Humboldt ist dafür, meint Mueller-Vollmer, ein glänzender Beleg; und die Wiedereinholungsversuche durch Philosophen sind seiner wissenschaftlichen Leistung abträglich. So ist auch der überbordende, durchaus empirisch materialorientierte handschriftliche Nachlass zu der Abhandlung *Ueber den Dualis* von Leitzmann nicht zu Publikation vorgesehen worden; und über Humboldts umfangreiche Notizen zu den amerikanisch-indianischen Sprachen, dem Werk, das auch ein Stück Zusammenarbeit zwischen den Humboldt-Brüdern sichtbar hätte machen sollen, ist durch Ringmacher erst 1994 veröffentlicht worden. – Den Rest bildet Mueller-Vollmers Führung durch Disposition und Anlage der neuen Aufgabe, der das *Athenäum* ein uns alle weiter bringendes gutes Gelingen wünscht.

Den Übergang zum (ungewollt schmal ausgefallenen) Rezensionsteil macht die Transkription und Erstveröffentlichung derjenigen Auszüge aus Baggesens Tagebüchern (Sommer 1790), die seinen Eintritt in die gebildete Welt von Weimar und Jena, die erste Bekanntschaft mit Wieland, mit Schiller und – für die Konstellationsforschung am wichtigsten – mit Reinhold berichten. In seinem und im Kreis seiner Schüler wird er zu einem geselligen Mittelpunkt und Bindeglied, wie es sonst nur Franz Paul von Herbert war, den Baggesen an Mitteilungsdrang und Informativität freilich leicht in den Schatten stellt. Die Sentimentalität dieser Tagebücher, ihr Tränenreichtum, das Küssen und Umarmen werfen übrigens Fragen auf über die Ziehbarkeit der Grenzlinie zwischen Empfindsamkeit (mit Aufklärung gepaart) und postkantianischer Nüchternheit (Erhard, Forberg und Niethammer), der die Frühromantik doch weit mehr zuneigt als dem Reinhold- und Baggesen-Stil. Der mit Liebe und Sachverstand beigelegte Kommentar von Andreas Berger macht deutlich, wie dringend die Konstellationsforschung auf die Transkription (und teilweise: die Übersetzung) weiterer Teile dieser Tagebücher angewiesen sein wird: Gegenstand eines der an den Unis nun unentbehrlich gewordenen Projektanträgen.

Den vorliegenden Band hat ganz allein mein Mitarbeiter Andreas Berger formatiert, korrigiert und gestaltet; ihm allein gilt mein tief empfundener Dank. Freilich kann eine so vollständige Entlastung von Lektorat und Herstellung nicht zur Norm der Herausgeber-Tätigkeit werden. Ein erstes, in Zukunft strikt beachtetes Kriterium wird sein, dass *nur* noch Beiträge in die Auswahl einbezogen werden, die strengstens nach den am Band-Ende abgedruckten Texteinrichtungsinweisen gearbeitet sind und sich, ohne große Umarbeitung, gleich als Druckvorlagen gebrauchen lassen.

Manfred Frank